

einzugraben droht. Aus der Befangenheit eines durch Emotionen beschränkten Blickes findet im allgemeinen niemand selbst heraus: Ihm muß behutsam helfen, wer das Größere und Ganze sieht, und zwar mit den Mitteln, die allein geeignet sind, den unheilvollen Sektarismus wirksam zu überwinden. Das ist das Gebet. Wenn es auch zunächst selbstverständlich ist, daß wir um die Ausbreitung des Glaubens in Ozeanien beten, wie ihn die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche lehrt, so bleibt es uns nicht weniger aufgegeben, darum zu beten, daß die lange Zeit von Katholiken und Protestanten gestörte Eintracht unter den christlichen Glaubensbrüdern in Ozeanien endgültig überwunden, neu befestigt und strahlkräftig werde für alle jene, die sich nach dem Frieden Christi sehnen.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

**Internationaler
Kongreß
„Pro Mundi Vita“
in Essen**

Vom 3. bis 5. September 1963 fand in Essen als erste Frucht einer vorausschauenden Privatinitiative ein internationaler Kongreß von Bischöfen, Seelsorgspriestern, Ordensleuten und Laien beiderlei Geschlechts statt, der etwa 200 Personen aus 27 verschiedenen Ländern in Beratungen über Möglichkeiten und Aufgaben missionarischer Strategie vereinigte. Bereits im Jahre 1958 hatte der holländische Franziskaner P. Montanus Versteeg, dem die religionssoziologische Forschung entscheidende Antriebe verdankt, die Notwendigkeit erkannt, eine systematische Antwort auf die päpstliche Missionszyklika *Fidei donum* zu finden. Eine Studienreise durch verschiedene Gebiete Afrikas hatte ihm Einsatzmöglichkeiten an besonderen Schwerpunkten gezeigt, so daß er nach seiner Heimkehr in kurzer Zeit etwa zehn Neugründungen anregen und vermitteln konnte, die nicht nur in den Missionsgebieten fruchtbar tätig wurden, sondern rückwirkend auch die eigenen Institute neu belebten. Daraus entstand ein weltkirchlich konzipierter Plan, dem das Motto des Münchener Eucharistischen Weltkongresses „Pro Mundi Vita“ zum Leitmotiv dienen sollte. Die politischen Krisen im Gefolge der Unabhängigkeitsbewegungen in Afrika einerseits und die immer dringlicheren Notrufe aus Lateinamerika andererseits ließen bald dieses neue Notgebiet in den Vordergrund treten. Ohne die weltmissionarischen Perspektiven aufzugeben, fand P. Versteeg vor allem durch die Begegnung mit dem Generalsekretär der Religiosenkonferenz Brasiliens, dem Redemptoristenpater Dr. Tiago Cloin, in Lateinamerika einen erfolgversprechenden Ansatzpunkt für seine weitere Arbeit, die er von seinem Büro in Tilburg aus leitete. „Pro Mundi Vita“ zeichnete sich immer deutlicher als eine Umschlagstelle von Informationen und als ein Vermittlungsdienst ab, der sich auf die umfangreichen religionssoziologischen Untersuchungen der FERES über Lateinamerika stützen und in die sorgfältig erarbeiteten Pastoralpläne besonders der brasilianischen Bischöfe einordnen konnte.

Nach einer Anlaufzeit von mehreren Jahren schien der Zeitpunkt gekommen, mit diesem Programm vor eine größere kirchliche Öffentlichkeit zu treten. Nicht zuletzt wegen der Vordringlichkeit Lateinamerikas wurde als Tagungsort die Stadt Essen gewählt, deren Bischof Vorsitzender der Bischöflichen Kommission für Lateinamerika

(Adveniat) ist. Der so zahlreiche Besuch des vor allem durch die Holländer ausgezeichnet vorbereiteten Kongresses bewies, daß die schon in der Praxis grundsätzlich bewährte Idee spontan einen weiten Widerhall zu finden geeignet war. Es zeigt sich eben auch auf dem Gebiet der innerkirchlichen Entwicklungshilfe, wie sehr es dabei der sorgfältige Koordinierung auf Grund exakter Information ankommt. Das Gesamtthema wurde hier freilich eingeschränkt auf Erwägungen über „Die Not der Kirche und die Ordensleute“.

Eine theologische Grundlegung bot J. Hamer OP aus dem römischen Ordensgeneralat, in der er zeigte, wie sehr gerade die Ordensleute als Kommunitäten auf Universalität und damit auf gesamtkirchliche Wirkung ausgerichtet sind, allerdings in der je ordensspezifischen Weise, die dem Seelsorgsklerus ergänzend zur Seite tritt. Abbé F. Houtart, Direktor des Centre de Recherches socio-religieuses in Brüssel, sprach über die „Aufgabe der Kirche hinsichtlich des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturwandels in den Notgebieten der Kirche“, wobei er besonders auf die „Prae-Evangelisation“ einging, durch die sich die Kirche in den Notgebieten als Zeichen der Liebe ausweist. Linus Grond OFM, Generalsekretär der FERES in Fribourg, bot eine sehr interessante „Bestandsaufnahme der Notgebiete“ und einen „Überblick über die Ordensleute in der Welt“. Hier wurde mit klaren soziologischen Begriffen gearbeitet und deutlich von Prioritäten gesprochen — ein doppelter Anlaß, den Kongreß in eine gewisse Spannung zu versetzen, deren definitive Lösung einstweilen noch aussteht. Grund unterschied verschiedene Formen struktureller Schwäche, etwa in Minoritätskirchen und in der Diasporasituation ohne katholisches Hinterland oder in den eigentlichen Missionskirchen, besonders bei großer Anzahl von Taufbewerbern und zu geringen missionarischen Kräften, und schließlich in Lateinamerika, wo eine eigentümliche Verkettung von Umständen einen großen und demographisch sprunghaft wachsenden Teil der katholischen Christenheit lebensgefährlich bedroht. Für die meisten der genannten Gebiete bot der Redner eindrucksvolle statistische Übersichten zum Verhältnis von Priestern und Ordensleuten zur Seelenzahl.

Tiago Cloin CSSR, Generalsekretär der brasilianischen Religiosenkonferenz, einer der Väter von „Pro Mundi Vita“, umriß auf Grund von Erfahrungen die Bedingungen, unter denen in kirchlichen Notgebieten Hilfe von außen am besten wirksam wird, und versuchte, die Kriterien für eine solche Hilfe eindeutig aufzustellen. In diesem Zusammenhang nannte er drei Voraussetzungen für eine solche Vorrangstellung: a) der extensive und intensive Umfang des kirchlichen Notstandsgebietes; b) das bevölkerungsstatistische und soziale Gewicht des Gebietes für die religiöse Entwicklung eines ganzen Landes, eines ganzen Kontinentes oder selbst der Gesamtkirche; c) das Bestehen von Voraussetzungen für eine fruchtbare Hilfe, vor allem ein Pastoralplan und gewisse organisierte Bestandsdienste für die ausländischen Hilfskräfte. Aus diesen Erwägungen ergab sich, daß Brasilien, und vor allem der Nordosten dieses Landes, alle diese Bedingungen für die Vordringlichkeit in hohem Maße erfülle. Msgr. Jadot, Direktor der päpstlichen Missionswerke in Brüssel, berichtete seinerseits über die Pastoralpläne im Kongo und in Ruanda-Burundi, und Msgr. Illich, Direktor des „Center of Intercultural Formation (CIF)“ in Cuernavaca, Mexiko, lenkte noch einmal die Aufmerksamkeit auf Lateinamerika und die besonderen Bedingungen und Mög-

lichkeiten eines kulturellen Dialogs als Voraussetzung apostolischer Wirksamkeit inmitten des Strukturwandels der dortigen Gesellschaft.

In den fünf nach Sprachen getrennten Arbeitsgruppen (zwei deutsche, eine englische, eine französische, eine spanische) wurde mehr als im Plenum um Sinn und Zweck von „Pro Mundi Vita“ gerungen. Hier vor allem wurde der Charakter von „Pro Mundi Vita“ als internationalem Informationszentrum deutlich, das in keiner Weise operative Funktionen haben und keine Überorganisation sein dürfe. Lebhaftige Diskussion entstand über die Frage der Prioritäten, die Rolle der Soziologie in diesem Zusammenhang und ganz allgemein über das missionsstrategische Denken. Von verschiedenen Seiten wurde geltend gemacht, daß die Aufstellung solcher Prioritäten auf diejenigen Gebiete und die dort tätigen Missionare entmutigend wirken müßte, die auf Grund von immerhin diskutablen Kriterien nicht diesen Prioritätsrang zugesprochen erhalten hätten. Außerdem sei grundsätzlich zu erwägen, ob die kirchliche Glaubensverkündigung nicht in erster Linie den Heiden zu gelten habe und nicht so sehr kräftefesselnde Sorge um die Getauften sein dürfe. Man warf gelegentlich der Soziologie einen vordergründigen Empirismus vor und wünschte eine vertieftere theologische Besinnung.

Diese deutlich sich abzeichnenden Gegensätze ließen es der Kongreßleitung ratsam erscheinen, einen bereits vorgelegten definitiven Organisationsplan für „Pro Mundi Vita“ einstweilen zurückzustellen und davon abzusehen, den Kongreß gewissermaßen als Gründungsversammlung von „Pro Mundi Vita“ zu betrachten. Vielmehr zog man eine Übergangslösung vor. Danach übernimmt Bischof Hengsbach die Schutzherrschaft über „Pro Mundi Vita“, während ein Organisationskomitee oder ein Fortsetzungsausschuß damit beauftragt wird, für Ende 1964 eine Generalversammlung vorzubereiten. Dieses Komitee besteht aus einem Exekutivsausschuß unter der Präsidentschaft von P. Provinzial Dietmar Westemeyer OFM, der auch den Essener Kongreß leitete, und aus einem international zusammengesetzten Beirat. Bis zum Zusammentritt dieser Generalversammlung werden sich manche Fragen besser geklärt haben, nicht zuletzt durch die bevorstehenden Konzilsberatungen, in deren Zusammenhang Plan und Programm von „Pro Mundi Vita“ um so mehr gehören, als auch für das Konzil eine neue Dynamik kirchlicher Zusammenarbeit im Weltmaßstab von vordringlicher Bedeutung ist.

Aus dem Vatikan

Papst Paul VI. Gegenüber seinem früheren Bistum an die Mailänder Diözese Mailand und seiner lombardischen Heimat hat der Papst wiederholt Zeichen besonderer Verbundenheit geäußert. Kurz nach seiner Wahl hatte er in der Kirche S. Carlo in Rom von seinen Mailändern Abschied genommen (vgl. Herder-Korrespondenz 17. Jhg., S. 507). Bereits fünf Wochen später, am 14. August 1963, ernannte er zum neuen Erzbischof von Mailand den Weihbischof und Seminarregens der Diözese, Giovanni Colombo. Wenige Tage vorher, am 11. August, hatte Paul VI. nochmals ein eigenes Hirten Schreiben an die Diözese gerichtet, deren Bischof er juristisch bis zur Besitzergreifung durch den neuen Bischof bleibt. Das Hirtenwort, das im „Osservatore Romano“ (11. 8. 63) veröffentlicht wurde, sollte ein letzter Abschiedsgruß an

die Diözese sein. Den Anlaß dazu bot das Fest Mariä Himmelfahrt, zu dem er, wie er in dem Schreiben eigens erwähnt, gewohnt war, seine besonderen Sorgen und Anliegen alljährlich in einem vertraulichen Schreiben seinen Gläubigen mitzuteilen.

Das Schreiben beginnt mit einem Wort des Dankes. Er habe gehofft, seine Tage in Mailand beschließen zu können: „Aber jetzt ist dieser Dialog abgebrochen. Wir wissen warum. Sicher werden die Gefühle, die diesen Dialog beherrschten, in Zukunft Unsererseits noch lebendiger, noch ehrlicher, noch geistlicher sein. Und Wir müssen anerkennen, daß ihr an diesem Dialog während der achteinhalb Jahre Unseres bischöflichen Dienstes geduldig und willig teilgenommen habt. Ich weiß, wie gut und großzügig ihr Uns gegenüber gewesen seid. Und Wir möchten euch nicht ohne die Versicherung zurücklassen, daß Wir, soviel an Uns liegt, euch weiterhin in Unser Herz schließen werden.“ Menschlich gesehen, bedeute für ihn der Weggang von Mailand einen schmerzlichen Abschied. „Aber was Uns bei diesem plötzlichen Abschied am meisten schmerzt, ist der Gedanke, daß vieles während Unserer Mailänder Zeit unvollendet geblieben ist: so viele Dinge, die ungetan blieben oder nicht von Erfolg waren, so vieles, was in den Anfängen oder auf halbem Wege stehengeblieben ist. Diese Feststellung ist für Uns bedauerlich. Sie verpflichtet Uns, das Erbarmen des Herrn zu erbitten ob des Wenigen oder des Nichts, das Wir zu Ende geführt haben, und Wir müssen auch euch um Verzeihung bitten, wenn Wir euch nicht ein Beispiel gegeben und euch nicht gedient haben, wie es Unserer Pflicht und euren Bedürfnissen entsprach, und wenn Wir von den vielen Dingen, an die Wir Hand anlegten, mehr begonnen als vollendet haben.“ Dann charakterisiert der Papst den Zustand seiner ehemaligen Diözese: „Wir hatten seit Beginn Unserer dortigen Tätigkeit den Eindruck, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse in bezug auf die Voraussetzungen für das religiöse Leben zu einem Notstand geführt haben, wie man sich heute auszudrücken pflegt, also zu Gefahren und Krisen. Und zwar nicht, weil sich unsere Diözese in einem Zustand der Vernachlässigung befand. Im Gegenteil! Wir möchten dem großen Eifer Unseres Vorgängers Kardinal Schuster, den katholischen Organisationen und kirchlichen Einrichtungen Unsere Anerkennung zollen. Aber gerade der Reichtum an religiöser Überlieferung, über den sie sich freuen konnte, war für Uns ein Grund zur Besorgnis, da Wir feststellten, daß dieser Reichtum Gefahr lief, abzunehmen oder verlorenzugehen. Bedroht nicht nur von außen, sondern vielmehr von innen, durch Veränderung und Nachlassen jener religiösen Geisteshaltung im Bewußtsein des Volkes und das Nachlassen der Treue zur Kirche, die das Fundament und die Quelle dieses Reichtums ist. Die Größe Unserer Sorge richtete sich nach dem Wert des geistlichen Erbes, dessen Erhaltung Unserer Verantwortung anvertraut war. Der Glaube des heiligen Ambrosius, das Erbe des heiligen Karl, die seelsorglichen Bestrebungen der letzten Erzbischöfe scheinen gefährdet, nicht so sehr durch zeitliche Abnutzung, sondern durch einen radikalen und unaufhaltsamen Wandel, der sich heute in der Lebensauffassung unseres Volkes vollzieht. An seine Stelle tritt ein Verhalten, das man nicht anders als mit dem zweideutigen Wort ‚fortschrittlich‘, jedoch nicht mehr mit ‚christlich‘ und nicht mehr mit ‚katholisch‘ umschreiben kann.“ Dann spricht der Papst von den Bemühungen, die Voraussetzungen dieser Situation zu begreifen, ihrer Herr zu werden und sie zum Besseren zu

wenden. „Wir glauben nicht eine pessimistische, sondern eine realistische Vorstellung von der Religiosität unserer Zeit gehabt zu haben. Sicher werden diejenigen, die Uns besonders auf Unseren Visitationsreisen gehört haben, diesen Unseren manchmal drängenden und sorgenvollen, manchmal nüchternen und sachlich dokumentierten Alarmruf vernommen haben. Und sie werden bemerkt haben, daß Unsere Schlußfolgerungen darauf abzielten, die Gewissen wachzurütteln, die Ermüdenden zu stärken, Initiativen vorzuschlagen, Pläne zu entwerfen, so als ob es keine Zeit zu verlieren gelte, als ob aller guter Wille durch neue Einsatzbereitschaft und neuen kämpferischen Mut für eine außergewöhnliche Kraftanstrengung zum Heile der Menschen neu belebt werden müßte.“

Dann nennt der Papst die konkreten Faktoren dieser Erneuerung. An erster Stelle die Einheit: „Man muß der Diözesangemeinschaft Kraft und Vitalität verleihen, die geistlichen und rechtlichen Bande, die sie mit dem Bischof verbinden, stärken und neu beleben. Das Einheitsgefüge der Diözese muß neu gefestigt werden. Die tausend Stimmen müssen zum Chor werden. Auch berechnete Sonderheiten müssen in einen harmonischen Einklang integriert werden. Man hat das alles schon oft gesagt, und man wird es weiterhin sagen. Aber es muß zu einem sichtbaren und wirksameren Ergebnis führen.“ Dann spricht der Papst von der Stärkung und Erneuerung des kirchlichen „Kräftepotentials“: vom Kirchenbau, von der Neuordnung der Ämter der Kurie, von der Erweiterung des Seminars, der Festigung der Katholischen Aktion, von der Verbreitung der Presse, von den Missionen. Und schließlich von den praktischen Problemen der Seelsorge: „Die Predigt muß klar, echt und kraftvoll werden, das Volk muß zur aktiven Teilnahme an der Liturgie erzogen werden..., unser ganzes katechetisches System muß erhalten und weiterentwickelt werden, man muß sich um die Auswanderer kümmern, und vor allem muß man es dahin bringen, daß die Welt der Arbeit und der Schule begreift, daß die Kirche sie liebt und daß sie bereit ist, wieder Freundschaft mit ihr zu schließen...“ Und an die Priester gewandt: „Von ihrer strengen Auffassung vom geistlichen Leben, von ihrer echten Spiritualität und ihrer Einsatzbereitschaft wird hauptsächlich die glückliche Überwindung der gegenwärtigen sittlichen und religiösen Krise in unserer Gesellschaft abhängen.“ Und an die „lieben katholischen Laien“, „die Wir gerne geeint sehen möchten“, gewandt, führt er aus: „Mögen sie sich der großen katholischen Tradition, aus der sie herkommen, bewußt sein und sich bemühen, mehr aus der eigenen Lehre als aus fremden Ideologien die Kräfte und die Lösungen für die vielen Probleme unserer Zeit zu schöpfen.“

Papst Paul VI. zu den Auseinandersetzungen in Südvietnam

Als Paul VI. zum Papst gewählt wurde, war aus den Auseinandersetzungen in Südvietnam zwischen der Regierung Ngo Diem und den Buddhisten bereits ein offener Konflikt geworden. Schon Anfang August hatte der Papst auf diplomatischem Wege bei der vietnamesischen Regierung interveniert. An der allgemeinen Audienz vom 3. August 1963 nahm auch eine Gruppe vietnamesischer Studenten teil, die an verschiedenen europäischen Universitäten Sommerkurse besucht hatten. Die Gruppe, die religiös gemischt war, wurde von P. Johannes Trần Thanh, dem Leiter der katholischen vietnamesischen Mission in Frankreich, geführt. Der Papst

gewährte der Gruppe unmittelbar vor der allgemeinen Audienz eine Sonderaudienz und richtete an sie eine kurze Ansprache, in der er die Studenten bat, den besonderen religiösen Charakter Roms und die „Harmonie der Einheit“, die von Rom ausgeht, zu beachten. Dann fügte der Papst hinzu: „Diese Entdeckung wird für euch um so größer sein, als sie euch zeigen wird, wie sich diese geistliche Einheitssendung sowohl auf die anderen als auch auf euer geachtetes Volk bezieht, jedoch wesentlich in der Weise, daß sie die Verdienste und die Eigenheiten des betreffenden Volkes achtet und den besonderen Charakter des Volkes, auf das sie sich richtet, nicht verletzt.“ Bei der Erfüllung ihrer Einheitssendung wolle die Kirche die Eigenart der Völker ehren und schätzen und ihre Entfaltung unter den verschiedenen Formen erleichtern (vgl. „Osservatore Romano“, 4. 8. 63). In der Tatsache dieser Sonderaudienz und in den Worten des Papstes sah die Presse eine offene Anspielung auf die derzeitigen Verhältnisse in Südvietnam.

Am 30. August, als der Konflikt zwischen dem Regime Ngo und der buddhistischen Bevölkerung dem Höhepunkt zutrieb, richtete der Papst folgende Botschaft an das vietnamesische Volk („Osservatore Romano“, 31. 8. 63): „Wir halten es angesichts der (bedauerlichen) Ereignisse, von denen das liebe vietnamesische Volk betroffen ist, für Unsere Pflicht, Unsere (schmerzliche) Sorge zu äußern. (Die Angst wird von Tag zu Tag größer und bedrängender, wie es eure Bischöfe in ihrer väterlichen Erklärung so gut ausgedrückt haben.)

Wir hoffen allerdings weiterhin, denn Wir vertrauen auf die Güte und die Solidarität des vietnamesischen Volkes, das so viele echte Beweise seiner Vaterlandsliebe erbracht und dadurch seinen Willen bekundet hat, seine hohen moralischen und geistigen Werte und alles, was das Gemeinwohl fördert, zu erhalten. Wir sprechen deshalb den Wunsch aus, daß alle in großmütiger Zusammenarbeit und in der Achtung der legitimen Freiheiten beitragen, die gegenseitige brüderliche Eintracht wiederherzustellen. Wir beten zu dem allmächtigen Gott um Beistand für das vietnamesische Volk und seine freiheitlichen Institutionen.“ (Die in Klammern gesetzten Passagen wurden bei der Bekanntgabe der Ansprache in Vietnam von der vietnamesischen Zensur gestrichen.)

Der Alltag des Papstes

Trotz der sommerlichen Jahreszeit und eines längeren Aufenthaltes in Castelgandolfo, wohin der Papst sich vom 5. August bis 12. September zurückgezogen hatte, hat Paul VI. bereits in den ersten Wochen seines Pontifikates ein reiches Arbeitsprogramm erfüllt. Die Audienzlisten, die täglich im „Osservatore Romano“ veröffentlicht werden, zeigen, daß die Anzahl der täglichen Audienzen gegenüber seinem Vorgänger wesentlich erweitert worden ist. Eine lange Reihe von Kardinälen, Bischöfen, Ordensleuten, Politikern und Diplomaten besuchten den Papst. Am 5. August empfing der Papst den kongolesischen Ministerpräsidenten Cyrille Adoula, am 12. September den italienischen Ministerpräsidenten Giovanni Leone, nachdem er bereits im Juli Staatspräsident Antonio Segni empfangen hatte, und am 17. September Bundeskanzler Konrad Adenauer. Den größten Raum nehmen jedoch die Audienzen rein kirchlichen Charakters ein, die mit der Kirchenregierung oder mit der unmittelbaren Vorbereitung der Zweiten Sitzungsperiode des Konzils zusammenhängen. Am

28. August empfing er die Mitglieder der Italienischen Bischofskonferenz, die am 27. und 28. August in Rom eine außerordentliche Sitzung abgehalten hatte. Anschließend an die vierte Sitzungsperiode der Koordinierungskommission wurde auch Kardinal Julius Döpfner in Privataudienz empfangen.

Das Tagewerk des Papstes hat sich auch während des Aufenthaltes in Castelgandolfo nur geringfügig verändert. Die Einteilung ist im übrigen nahezu dieselbe geblieben wie in der Zeit, als der Papst noch Substitut im Staatssekretariat und Erzbischof von Mailand war. Sie läßt für Erholung wenig Raum, eine kurze Mittagspause von einer Stunde und vier bis fünf Stunden Schlaf müssen genügen. Um 6 Uhr beginnt das Tagewerk des Papstes. Um 7 Uhr feiert er, wenn keine außerordentlichen Verpflichtungen vorgesehen sind, in der Privatkapelle die Messe, anschließend assistiert er der Messe seines ersten Sekretärs. Die Mahlzeiten, die als „Arbeitsessen“ eingenommen werden, verbringt der Papst in Gesellschaft seiner beiden Sekretäre Don Pasquale Macchi und Don Bruno Bossi. Er benützt die Mahlzeiten, um mit seinen engsten Mitarbeitern an Hand der Pressemeldungen die wichtigsten Tagesereignisse zu besprechen. Diese tägliche Information wird am Abend durch die Tagesschau im Fernsehen ergänzt. Brevier und Rosenkranz betet der Papst zusammen mit seinen Sekretären. Bei gelegentlichen Spaziergängen in den Vatikanischen Gärten läßt er sich ebenfalls von seinen Sekretären oder anderen engen Mitarbeitern begleiten.

Seit den ersten Tagen seines Pontifikates ist der Papst auch mit seiner weiteren Umgebung ständig in Kontakt geblieben und hat die von Johannes XXIII. wiederaufgenommene Tradition päpstlicher Ausfahrten in Rom und in dessen Umgebung fortgesetzt und erweitert. Sein Besuch beim Primas von Spanien im Spanischen Kolleg und beim Metropolitan Slipyj im Palazzo S. Carlo am Tage seiner Wahl hatte Aufsehen erregt und wurde fälschlicherweise politisch interpretiert. An den ersten Tagen nach seiner Wahl besuchte er nacheinander die wichtigsten vatikanischen Einrichtungen, die Redaktion und die Druckerei des „Osservatore Romano“, die Sala Stampa (vatikanisches Pressebüro), Radio Vatikan, das Gouvernatorat und die Post- und Telegraphenverwaltung, und unterhielt sich mit Angestellten und Arbeitern und in der Sala Stampa besonders freundlich mit den zufällig anwesenden Journalisten, denen er auch erläuterte, wie das Pressebüro entstand und wie er selbst als damaliger Unterstaatssekretär an dessen Gründung beteiligt war. Am Morgen des 26. Juli, um 7 Uhr, zelebrierte der Papst, assistiert vom Pfarrer der Kirche und vom Generalvikar für die Vatikanstadt, aus Anlaß des Kirchenpatroziniums in S. Anna, der Pfarrkirche des Vatikans, die Messe und teilte an die Gläubigen die Kommunion aus.

Diesen ersten direkten seelsorglichen Kontakt setzte der Papst während seines Aufenthaltes in Castelgandolfo mit einer Häufigkeit und Intensität fort, die in Rom überraschte, von der Bevölkerung aber mit spontaner Zustimmung aufgenommen wurde. Die Zustimmung und Aufmerksamkeit, die ihm bei seinen Besuchen in der Umgebung von Castelgandolfo von den zuständigen suburbikarischen Bischöfen entgegengebracht wurde, ermutigte ihn, so erklärte der Papst bei einem dieser Besuche, „diese etwas ungewohnten Schritte in meinem päpstlichen Dienst fortzusetzen“ (vgl. „Osservatore Romano“, 4. 9. 63). Während seines Aufenthaltes in Castelgandolfo hat der Papst

folgende Ortschaften und Päpstlichen Institute besucht: Am Nachmittag des 15. August das Landhaus der Propaganda Fide in Castelgandolfo, am 22. August morgens das Sanatorium „Regina Apostolorum“ in Albano, ein von den Schwestern der Pia Società S. Paolo geleitetes Heim für alte und kranke Ordensfrauen, am Nachmittag das Landhaus des Englischen Kollegs in Palazzola (Rocca di Papa), am 25. August die Kathedrale von Albano, am 1. September die Kathedrale von Frascati, aus Anlaß der Übertragung der Reliquien des heiligen Vinzenz Pallotti, am 8. September die Pfarrkirche von Genzano und am Nachmittag desselben Tages die Pfarrkirche von Pavona, einem Teil von Castelgandolfo. Auf seiner Rückkehr von Castelgandolfo nach Rom am Morgen des 12. September zelebrierte er um 8 Uhr in der Kirche S. Ignazio in Rom aus Anlaß der 400-Jahr-Feier des Bestehens der Marianischen Kongregationen eine Messe und richtete an die Angehörigen der Kongregationen aus aller Welt eine Ansprache, in der er die Stellung Marias im Heilsplan an Hand der biblischen Texte erläuterte und seine Zuhörer zu einer echten Marienverehrung, frei von jeder falschen Sentimentalität, ermahnte (vgl. „Osservatore Romano“, 13. 9. 63).

Mit all den von ihm besuchten Ortschaften in den Albanerbergen verbinden den Papst persönliche Erinnerungen, von denen er in seinen Predigten und Ansprachen auszugehen pflegte. In all den genannten Orten feierte er selbst meist morgens um 8 Uhr den sonntäglichen Hauptgottesdienst und predigte nach dem Evangelium, ohne besondere Zeichen bischöflicher Würde, ohne päpstlichen Thron, stehend vom Altare aus, und teilte während der Messe die Kommunion an die Gläubigen aus. Er gab damit ein Beispiel einfacher und würdiger Gestaltung des sonntäglichen Gottesdienstes, wie es in vielen Ländern, und besonders in Rom, keineswegs selbstverständlich ist. Wie schon sein Vorgänger Johannes XXIII. hat auch Paul VI. am 15. August, dem Feste Mariä Himmelfahrt, in der Pfarrkirche von Castelgandolfo den Gottesdienst gehalten und damit die Reihe seiner Besuche in den umliegenden Ortschaften eingeleitet. Am Sonntag darauf, am 18. August, besuchte er die griechisch-byzantinische Abtei von Grottaferrata, wo er ebenfalls den Gottesdienst zelebrierte und die Predigt über das Verhältnis Roms zu den Orthodoxen Kirchen hielt (vgl. ds. Heft, S. 20 ff). Anschließend stattete er der Klostersgemeinschaft einen Besuch ab. Im Sanatorium „Regina Apostolorum“ suchte er im Anschluß an die Messe in der Hauskapelle die Schwestern in ihren Krankenzimmern auf, die an der Messe selbst nicht teilnehmen konnten, und unterhielt sich anschließend mit den Ärzten und dem Personal des Hauses.

Die wöchentlichen allgemeinen Audienzen wurden auch in Castelgandolfo fortgesetzt. Jeden Sonntag betet der Papst zudem wie sein unmittelbarer Vorgänger vom Fenster seines Arbeitszimmers aus (in Castelgandolfo vom Balkon des Innenhofes) mit den Touristen und Pilgern den Angelus, erläutert den Gläubigen in wenigen Sätzen das Evangelium des Tages und trägt ihnen seine besonderen Gebetsanliegen vor. Den Charakter religiöser Begegnungen erhalten auch die Sonderaudienzen, gleich ob es sich dabei um Katholiken, um konfessionell gemischte Gruppen oder um Angehörige nichtchristlicher Religionen handelt. In dieser Atmosphäre sind seine Ansprachen manchmal eine liebevolle Ermahnung, manchmal ein spontaner und drängender Appell.

**Internationaler
Friedenspreis Papst
Johannes XXIII.**

Die Acta Apostolicae Sedis haben am 1. Juli 1963 das Statut der „Stiftung des Internationalen Friedenspreises Johannes XXIII“ (Fondazione Premio Internazionale della Pace Giovanni XXIII) veröffentlicht. In der Präambel des Statuts gibt der Papst die Gründe an, die ihn zur Errichtung dieser neuen Stiftung veranlaßt haben. Er habe dadurch nochmals seine Anerkennung für die Verleihung des Balzan-Friedenspreises ausdrücken wollen. Zugleich wolle er durch die Gründung eines neuen Friedenspreises die Hoffnung auf die Verwirklichung des Friedens „in der Wahrheit, in der Gerechtigkeit, in der Liebe und in der Freiheit“ stärken.

Artikel 1 des Statuts bestimmt, daß die neue Stiftung, die den Charakter einer eigenen juristischen Person erhält, ihren Sitz in der Vatikanstadt hat. Die Stiftung ist aber zugleich ermächtigt, „Verwaltungsbüros auf dem Territorium der Schweizerischen Eidgenossenschaft und der Italienischen Republik und auch auf dem Territorium anderer Staaten zu errichten“.

Artikel 2 gibt den Zweck der Stiftung an. Sie solle durch regelmäßige Preisverleihungen Initiativen „zugunsten des wahren Friedens und der Brüderlichkeit unter den Menschen und Völkern ermutigen“.

Artikel 3 bestimmt den Betrag des Balzan-Friedenspreises 1963 als Anfangskapital der neuen Stiftung. Das Kapital soll durch Spenden „inter vivos et mortis causa“ aufgestockt werden.

Artikel 4 bis 6 befassen sich mit den Organen, der Preisverleihung und der Geschäftsordnung der Stiftung. Die Verwaltungsorgane sind der „Rat“ und das Sekretariat. Dem Rat gehören der jeweilige Kardinalstaatssekretär als Vorsitzender und vier weitere Mitglieder an, die alle drei Jahre vom Papst ernannt werden. Der Rat ernennt den Generalsekretär und die Mitglieder des Sekretariates.

Der Preis wird jedes dritte Jahr verliehen. Mit der Balzan-Stiftung sollen Absprachen getroffen werden, damit die beiden Friedenspreise nicht im gleichen Jahr verliehen werden.

Die Geschäftsordnung wird vom Rat erlassen.

Der Erlaß ist datiert vom 10. Mai 1963, dem Tag der feierlichen Verleihung des Balzan-Friedenspreises an den verstorbenen Papst.

Aus Süd- und Westeuropa

**„Rencontre
européenne“
in Fribourg**

Vom 6. bis 9. September 1963 wurde in Fribourg in der Schweiz das erste „Rencontre européenne“ mit dem Thema „Kulturelle Zusammenarbeit im neuen Europa“ veranstaltet. Etwa 70 Vertreter nationaler katholischer Verbände (aus elf europäischen Ländern) und internationaler katholischer Institutionen nahmen an diesem ersten Treffen teil. In sechs Referaten und drei Arbeitskreisen wurde versucht, die Problematik und die Möglichkeiten kultureller Zusammenarbeit im neu entstehenden Europa zu umreißen. Referenten waren: Ignaz Zangerle, Volksbildungsreferent des Landes Tirol und Vorsitzender der Europäischen Föderation für katholische Erwachsenenbildung („Der augenblickliche Stand des kulturellen Austausches in Europa“); Andrea Ferrari Toniolo, Direktor des Istituto Superiore delle Telecomunicazioni, Rom („Perspektiven der Entwicklung der kulturellen Zusammenarbeit im neuen Europa“); Michael P. Fogarty, University College of South Wales & Monmouth-

shire, Cardiff („Soziologische Aspekte zur Kultur im neuen Europa“); Louis Chevallier SJ, Studentenseelsorger an der Ecole Polytechnique, Paris („Gedanken zur Sozialphilosophie im neuen Europa“); A. H. M. Albregts, Katholieke economische Hogeschool, Tilburg („Sinn und Ziel der Rencontres européennes“). In einem zusammenfassenden Schlußreferat versuchte J. A. Bornewasser, Universität Nimwegen (in Vertretung des verhinderten Professors Asselbergs, Nimwegen), einen Überblick über die auf der Tagung behandelten Themen und eine Bewertung der dort aufgetretenen Tendenzen, vor allem in der Frage der Stellung der Katholiken zur europäischen Zusammenarbeit, ihrer Präsenz in den europäischen Organisationen und Einrichtungen und ihres Wirkens in einer pluralistischen Gesellschaft, zu geben. Themen wie die Bewältigung der innereuropäischen Migration und des Massentourismus spielten in den Referaten und den Arbeitskreisen eine wichtige Rolle. Da es sich um die erste Zusammenkunft dieser Art handelte und die Form eines offenen Gedankenaustausches gewahrt werden sollte, waren sowohl das Generalthema wie die Themen der einzelnen Referate wohl absichtlich etwas vage formuliert worden. Die Einrichtung der „Rencontres européennes“ geht auf die Tagung „Die Kirche als Formkraft im neuen Europa“ beim Eucharistischen Weltkongreß in München zurück (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 538). Von einer Gruppe von Vertretern nationaler katholischer Verbände wurde damals ein eigenes Initiativkomitee gebildet, das die Verantwortung für die geplanten Rencontres übernehmen sollte. Die Organisation des ersten Rencontre lag in den Händen des Referates für Auslandsbeziehungen beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Die Rencontres sollen regelmäßig einmal jährlich stattfinden und zu einer ständigen Einrichtung ausgebaut werden. Die bisherige Form des lockeren Gesprächs soll beibehalten werden. Personen, die an diesen Begegnungen teilnehmen, tun das als Einzelpersonen und nicht als offizielle Vertreter ihrer Verbände. Das Initiativkomitee, das bereits mehrmals in verschiedenen europäischen Städten tagte, beschloß, künftighin regelmäßig zusammenzukommen, um die Thematik der Rencontres vorzubereiten und den Tagungsarbeiten eine etwas konzentriertere Form zu geben.

Aus Amerika

**Die Kommunal-
wahlen in Chile**

Der allgemein verbreitete Eindruck, daß sich Lateinamerika in einem vorrevolutionären Zustand befinde, verdient, präzisiert und gelegentlich auch korrigiert zu werden. Es hat nämlich den Anschein, daß in vielen Ländern die Inkubationszeit bereits so lange dauert, daß mit einem gewaltsamen Ausbruch der (marxistischen) Revolution kaum noch gerechnet werden kann, sondern daß vielmehr ein latenter Gärungs- und Erneuerungsprozeß die notwendige Zuständereform herbeiführen dürfte. Daß etwa die nun schon fast chronische Anarchie Argentiniens bisher noch keine Revolution hervorgerufen hat, läßt die Annahme zu, daß weder der Wille noch die geballte Kraft dazu vorhanden ist; ein schwacher Trost freilich, denn man kann auch an einer chronischen Krankheit sterben. Daß aber andererseits ein Land wie die Dominikanische Republik nach über dreißig Jahren eines diktatorischen Einmannsystems zur demokratischen Staatsform zurückgefunden hat, wenn auch um den Preis, daß nun dort 31

Parteien um die Gunst von einer Million Wähler werben, oder daß in Peru nach einem gewaltsamen Zwischenspiel von einem Jahr saubere Präsidentschaftswahlen stattfinden konnten, die einen maßvoll reformfreudigen Mann, Fernando Belaunde Terry, an die Macht brachten, stimmte hoffnungsvoller. Auch Brasilien, das seit langem am Rande des revolutionären Abenteuers taumelt, findet immer wieder in letzter Stunde zu einem freilich prekären Gleichgewicht zurück, und Präsident Goulart hat mit seiner letzten Regierungsumbildung ein equilibristisches Meisterstück der *complexio oppositorum* zuwege gebracht, dessen Bewährungsprobe freilich noch aussteht. In Haiti hält sich allerdings eine nur scheinbar legitime Gewaltherrschaft, ebenso in Paraguay, und in Guatemala wurde erst jüngst auf dem landesüblichen Wege des Staatstreichs eine Diktatur neuerrichtet. Aber fast überall gewinnt die Annahme an Glaubwürdigkeit, daß es auf diese oder jene Weise einstweilen gelungen sei, den lateinamerikanischen Subkontinent durch einen Cordon sanitaire gegen eine Ansteckung durch den marxistisch sozialrevolutionären Eiterherd Kuba einigermaßen zu sichern. In diesem Zusammenhang erhält ein Ereignis Bedeutung, das bisher nicht aufgefordert hat, die Beobachter der Entwicklung Lateinamerikas zu beschäftigen und zu verschiedenen Interpretationen anzuregen: die Kommunalwahlen in Chile vom 7. April dieses Jahres. Bei diesen Wahlen ging es offenkundig um sehr viel mehr als um die lokalen Interessen von Städten und Gemeinden. Sie galten zugeordnetemmaßen als eine Art Generalprobe für die im Herbst 1964 fällige Präsidentschaftswahl. Und da sich das Land zur Zeit wieder einmal in einer wirtschaftlichen Krise im Zeichen einer ständigen Geldentwertung befindet — der Dollar, der bei Kriegsende etwa auf 32 Pesos stand, gilt jetzt ungefähr 3500 Pesos (= $3\frac{1}{2}$ Escudos, wie die Währung jetzt offiziell heißt) —, war von diesem Wahltest eine entscheidende Veränderung des politischen Panoramas zu erwarten. Bezeichnenderweise erwartete jedermann in Chile ein solches Signal von demokratisch durchgeführten Wahlen und nicht von einem gewaltsamen Umsturzversuch; denn das Land ist mit Recht stolz auf seine gesicherten Institutionen, die man dort mit fast angelsächsisch anmutendem Respekt behandelt, was aber eben nicht ausschließt, daß dort eines Tages der revolutionäre Marxismus auf legal-demokratischem Wege an die Macht gelangt.

Aus diesem Grund verdienen denn auch die Wahlen vom 7. April die große Aufmerksamkeit, die man ihnen bezeigt hat. Eindeutig zeichnet sich als ihr Ergebnis ab, daß die christlich-demokratische Partei aus ihnen als die stärkste und auch profilierteste Partei hervorgegangen ist. Es gelang ihr, ihren Stimmenanteil von 15% (1961) auf 24% zu erhöhen. So hat sie sich aus einer linksorientierten Abspaltung der (katholisch-) konservativen Partei innerhalb von dreißig Jahren zu einer führenden Partei entwickelt, die ihr Gewicht geltend machen wird, sobald sie aus der Opposition in die Regierungsverantwortung gelangt. Hier aber beginnt das Rätselraten: Mit wem wird sie, wenn überhaupt, zusammen regieren? Seltsamerweise deuten nämlich die vereinigten Linksparteien, die ebenfalls in der Opposition stehen, die Wahl als *ihren* Sieg, weil sie gegenüber 1961 um 172 000 Stimmen zugenommen hätten. In Wirklichkeit ist jedoch die Zahl der Wähler um 700 000 gewachsen, so daß die „Volksfront“ um 1% abgenommen hat (28% statt 29% im Jahre 1961). Andererseits hat die bürgerliche Regierungskoalition dies-

mal nur 44% der Gesamtstimmzahl auf sich vereinigen können, statt 53% im Jahre 1961. Die Differenz von 9% ist also eindeutig der *Democracia Cristiana* zugute gekommen; sie ist die eigentliche Siegerin, und nur wenn man sie als Linkspartei betrachtet, kann man von einem Erdrutsch nach links sprechen. Die marxistische Linke würde freilich davon nur profitieren, wenn sich die christlichen Demokraten im Jahre 1965 zu einem taktischen Zusammengehen mit ihr entschlossen.

Die Democracia Cristiana

Diese Möglichkeit ist nun freilich nicht völlig von der Hand zu weisen. Denn bei aller immer wieder betonten und bekundeten Prinzipientreue drängt die Partei an die Macht (die sie bezeichnenderweise in ihrer weitverbreiteten Programmschrift mit großen Buchstaben schreibt) und muß der Gefahr entgehen, in der Opposition zwar zu wachsen, zugleich aber sich zu verbrauchen. Sie ist eine Partei der großen Versprechungen und kann die Geduld ihrer Wähler, die auf deren Einlösung wartet, nicht allzu lange hinhalten. Die chilenische *Democracia Cristiana* ist eine ausgesprochen revolutionäre Partei, die von daher den Weg zu dem bürgerlich-konservativen Block nur schwer finden kann; andererseits ist ihr der Weg zu einer absoluten Majorität auf lange Sicht, wenn nicht auf immer, verbaut. Immerhin werden auch die bürgerlichen Parteien mit ihr als einer gewichtigen Realität rechnen müssen und ihr vielleicht in kluger Einsicht so weit entgegenkommen, daß ein Zusammengehen bei der Nominierung des zukünftigen Präsidenten von Chile möglich wird, der dann den Namen des Senators Eduardo Frei tragen könnte, des anerkannten Führers der *Democracia Cristiana*.

Wichtig ist es auch, zu bemerken, daß diese christliche Partei in einem katholischen Lande ausdrücklich bestreitet, eine katholische Partei zu sein. Sie fühlt sich nicht konfessionell gebunden und der Hierarchie gegenüber frei. Ihr Programm ist es, „aus dem Evangelium eine Wirklichkeit für die Armen und Unterdrückten zu machen, so daß sie ihrer Würde als Kinder Gottes entsprechend leben können“ (Eduardo Frei). Dabei berufen sie sich allerdings immer wieder auf die päpstlichen Lehrschreiben zur sozialen Frage, vor allem auf *Mater et magistra* (vgl. Herder-Korrespondenz 15. Jhg., S. 536 ff.), ferner auf das Pastoral Schreiben des chilenischen Episkopats von 1961 und das Beispiel des Kardinals von Santiago und des Bischofs von Talca in Fragen der Landreform und Bodenverteilung (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 271 und 312). Trotzdem ist die Stellung der chilenischen Bischöfe zur *Democracia Cristiana* nicht einheitlich, weil manchem von ihnen das immer wieder auftauchende Wort von der Revolution, die demokratisch, antioligarchisch und antiimperialistisch sein müsse, bedrohlich und verdächtig klingen mag. Immerhin werden auch sie in dieser Revolution das kleinere Übel sehen, das Chile und die Kirche des Landes vor dem größeren Übel unter Umständen bewahren könnte. Ernsthaft besteht kein Grund, das Experiment der *Democracia Cristiana* in Chile und anderen lateinamerikanischen Ländern zu fürchten, dagegen um so mehr Gründe, es zu fördern. Jedenfalls haben die chilenischen Kommunalwahlen sehr dazu beigetragen, das Selbst- und Sendungsbewußtsein der Bewegung in ganz Lateinamerika zu stärken und ihr auch auf übernationaler Ebene optimistischen Schwung zu verleihen, obwohl außer in Venezuela, wo

die COPEI genannte Bruderpartei die Regierung mitträgt und wo auch eine lateinamerikanische Führerschule die Nachwuchskader der Democracia Cristiana ausbildet, der Funke noch nicht stark gezündet hat. Es könnte aber sein, daß das chilenische Beispiel den in einem vorrevolutionären Zustand befindlichen Völkern Lateinamerikas endlich eine Alternative zu Moskau, Peking und Kuba bietet, bei der die christlichen Traditionen und die freiheitliche Menschenwürde im Rahmen eines Systems sozialer Gerechtigkeit gerettet würden.

Aus den Missionen

Erstes West- und Zentralafrikanisches Treffen der Pax Romana in Ibadan Vom 28. Juni bis zum 6. Juli 1963 fand in der Universität von Ibadan (Nigeria) ein erstes West- und Zentralafrikanisches Treffen der Pax Romana (Internationale Bewegung Katholischer Studenten) statt. 77 Studenten und Studentenpfarrer von 16 Universitäten und Hochschulen (einschließlich Lovaniums, Kongo, und Dakars) kamen dabei zusammen. Zum erstenmal nahmen je ein Vertreter des protestantischen (SCM) und des mohammedanischen Studentenverbandes von Nigeria an allen Veranstaltungen teil.

Mit diesem Seminar wurde eine neue Phase in der Arbeit der Pax Romana in Afrika eingeleitet. In den vergangenen 16 Monaten sammelten Teams von Pax Romana Erfahrungen in Afrika, Asien und im Vorderen Orient. Diese Erfahrungen zeigten, daß eine Neuorientierung der Arbeit notwendig war, da die Situation in den einzelnen Ländern Anforderungen an den internationalen Studentenverband stellt, denen er nicht gewachsen ist, sofern er sich nur als koordinierender Dachverband versteht.

Erfahrungen

So gehört etwa zu den neu gemachten Erfahrungen, daß selten genug von den zuständigen Ordinarien in den einzelnen Ländern die Wichtigkeit der Studentenseelsorge erkannt wird (in Afrika gibt es nur einen hauptamtlichen Studentenpfarrer — sieht man von Südafrika ab; in Asien sieht es ein wenig besser aus; der Vordere Orient hat keinen Studentenpfarrer; normalerweise wird von geistlichen Professoren die Studentenseelsorge „nebenbei“ mitbetrieben; es kann aber als Regel gelten, daß dort, wo ein in enger Verbindung mit den Studenten stehender Priester an deren Arbeit interessiert ist, von den Studenten der Versuch gemacht wird, aufgeschlossene Gruppen zu konstituieren); daß in der Mehrzahl der Missionsländer Laienbewegung nur auf höchst patriarchalische Art praktiziert wird; daß viel guter Wille unter den in katholischen Gruppen arbeitenden Studenten sich erschöpft in gewöhnlich vom Missionar importiertem europäisierendem Formalismus, der dann unter Studenten und Akademikern in häufig erheblichen Antiklerikalismus umschlägt; daß der Religionsunterricht an den höheren Schulen den Anforderungen der Universitäten und der jungen Nationen weithin nicht gerecht wird.

Pax Romano muß also, will sie in diesen Kontinenten ihrem vom Heiligen Stuhl empfangenen Mandat entsprechen, eine Konzeption entwickeln, die so weit gefaßt ist, daß sie in den einzelnen Ländern jeweils der dortigen Situation angepaßt werden kann. Das Seminar von Ibadan wollte diese Überlegung zum erstenmal in die Praxis umsetzen. In Referaten wurden Leitlinien für eine wirksame Arbeit

entwickelt; die Arbeitskreise, fünf an der Zahl (alle zweisprachig), sollten konkretisieren. Außerdem wurde hier zum erstenmal ein (höchst notwendiges) Seminar für Studentenpfarrer abgehalten. Das Eröffnungsreferat setzte die Akzente für die Arbeit (H. Weyers, Deutschland).

Konkrete Aufgaben stellen

Anknüpfend an die Erfahrungen der Gruppen in Dakar, Khartum und Léopoldville, wurde die Notwendigkeit herausgestellt, „Kerngruppen“ von 10 bis 20 Mitgliedern zu formen, Gruppen, in denen nicht nur die theoretische Grundlage für eine spätere laienapostolische Arbeit vermittelt werden sollte; diese Gruppen — so betonte der Referent — hätten ganz konkrete Verantwortungsbereiche, innerhalb deren ein Minimum an Aktion erwartet würde. Die Verantwortungsbereiche seien generell gesprochen die Gemeinschaft aller katholischen Studenten einer Universität (als Altargemeinschaft, nicht als „pressure-group“), die Gemeinschaft aller akademischen Bürger einer Universität, schließlich die Gesellschaft, innerhalb derer die Universität so etwas wie ein Kraftzentrum sein sollte. Dadurch würden bestimmte Anforderungen an das Programm einer katholischen Gruppe gestellt: es müsse eine Glaubensschulung enthalten, in der es aber vor allem darum ginge, zu helfen, das Leben und die gesellschaftlichen Aufgaben aus der Kenntnis des Lebens Christi und der Kirche zu meistern. Die Gruppe müsse in ihrem Programm zeigen, daß sie sich nicht abschließen wolle, sondern Teil der „Gemeinde“ in der Universität sei. Sie müsse ebenso zeigen, daß sie die Arbeit und die Überzeugung der Nichtkatholiken respektiere und, wenn sie nicht dadurch den Glauben kompromittiere, zu einer Zusammenarbeit bereit sei. Sie müssen schließlich den Kontakt zum Nichtakademiker wahren oder wiederherstellen. „Da die Universitäten und auch die Studentenorganisationen häufig die Tendenz haben, uns der Gesellschaft, in der wir leben, zu entfremden, hat die Pax Romana während der letzten Jahre die Wichtigkeit sozialer Aktion in Ferienarbeit (etwa durch work-camps) und durch die Hilfe in Sozialzentren, Dorf- und Abendschulen, in neutralen Hilfsorganisationen betont. Hier bietet sich gleichzeitig die Möglichkeit der Zusammenarbeit mit Nichtkatholiken... Jede katholische Studentengruppe hat einen eigenen Ausdruck zu finden für die Art, in der sie Verantwortung zu tragen bereit ist. Eine Gruppe in Afrika kann daher nur afrikanisch sein; denn wesentlicher Bestandteil der Präsenz einer katholischen Studenten- oder Akademikergruppe innerhalb der Kirche ist, daß sie Mittlerstelle einnimmt zwischen Kirche und einheimischer Kultur.“

Unterschiedliche Auffassungen

Das letztere Thema — wie sich diese Mittlerstellung auswirken müsse — sollte ein nigerianischer Priester, Direktor einer höheren Schule, behandeln. Leider entsprachen seine Ausführungen nicht den gesetzten Erwartungen, er begnügte sich damit, Großtaten abendländischer Zivilisation afrikanischem Aberglauben und Götzendienst gegenüberzustellen. Ein Protest von seiten der Studenten, die in der Mehrzahl ihre traditionelle afrikanische Kleidung trugen, blieb jedoch aus.

Diese Reaktion war symptomatisch für eine gewisse Frontstellung, die sich schon während der ersten Diskussionen herauskristallisierte und die dann zum wesentlichen Problem der ganzen Tagung wurde. Auf der einen Seite bildete sich eine kleinere Gruppe aufgeschlossener Studen-

ten heraus, die versuchte, die Probleme in den einzelnen Ländern und in den einzelnen Universitäten herauszuarbeiten, und die ernsthaft nach Möglichkeiten suchte, wie eine einzelne Gruppe an deren Lösung mitarbeiten könnte; dazu gehörten die französisch-sprachigen Studenten, einige Vertreter der Gruppen in Accra und Kumasi und vereinzelte Nigerianer. Die stärkere Gruppe unter der Führung der zur Zeit amtierenden offiziellen Vertreter des nigerianischen Verbandes katholischer Studenten (1200 Mitglieder!) vertrat hingegen Prinzipien, die zum Teil aus der traditionellen Haltung verschiedener Stämme bzw. deren Führer, zum Teil aus dem Getto-Katholizismus der „braven Missionskinder“ und den Reaktionen darauf zu erklären sind. Aufgabe einer katholischen Studentenorganisation war für diese Seite die Repräsentation, nicht die Erziehungsarbeit, die regelmäßige Ausarbeitung von Katalogen mit Beschwerden über Bischöfe und Priester, nicht aber eine eigene produktive Arbeit, die Vorbereitung auf ein gesellschaftlich gehobenes Leben in der Stadt, nicht aber die Übernahme von Verantwortung auch für den einfachen Mann. Nach einem Referat über die Mitarbeit in den neutralen nationalen Studentenverbänden (die in der Mehrzahl heute sowohl der westlich orientierten ISC als auch dem stark rot gefärbten IUS angehören) wurde auch über das Problem des Kommunismus gesprochen. Dabei zeichneten sich die profilierten Führer der zuletzt erwähnten Gruppe durch einen ziemlich beschränkten Antikommunismus aus und protestierten gegen eine sachliche Auseinandersetzung mit einer Anzahl von Argumenten, die von fellow-travellers vorgetragen wurden (diese gehörten nicht zu den Delegierten und waren nur zu dieser Diskussion erschienen). „Wir bitten“, hieß es in einem Antrag, „derartige Diskussionsbeiträge wegen ihres verderblichen Einflusses nicht zuzulassen.“

In den ersten Tagen wurden die Arbeitskreise zweifelsohne von der „Repräsentations-Gruppe“ beherrscht. Das änderte sich aber vor allem dadurch, daß die Vertreter aus Senegal, aus Dahomey und dem Kongo immer wieder beispielhaft von ihrer Arbeit erzählten. Wurde zunächst immer wieder diskutiert, was der Priester tun sollte, so kam man schließlich doch zu der Einsicht, daß es darauf ankomme, was man selber tun könne. Die Schlußresolutionen (die tatsächlich erst während des Seminars erarbeitet wurden und nicht — wie sonst oft üblich, etwa bei dem fast gleichzeitig stattfindenden kommunistisch dominierten Studententreffen am gleichen Ort — schon im voraus festlagen) spiegeln diese Bewußtseinsänderung wider. In den Resolutionen werden die katholischen Studenten aufgefordert, ihre staatsbürgerlichen Pflichten zu erfüllen, sich politisch zu betätigen, sich um ein intensives Wissen über die Probleme ihrer Gesellschaft zu bemühen, am Aufbau ihrer Nationen mitzuarbeiten. „Durch die Mitarbeit in Sozialwerken“, heißt es unter anderem, „entwickelt der Student einen Sinn für den selbstlosen Dienst, für Berufung, für Selbstvertrauen, für körperliche Arbeit und für Verantwortung, für Qualitäten, die Führerpersönlichkeiten auszeichnen sollten.“ Die Hauptakzente in den Beschlüssen liegen einerseits auf dem (bisher weithin noch fehlenden) Interesse an einem Engagement in der sozialen Arbeit wie andererseits auf einer verständigen Zusammenarbeit mit Nichtkatholiken.

Aufgaben des Studentenseminars

Der für das neugegründete afrikanische Sekretariat der Pax Romana verantwortliche geistliche Mitarbeiter, Fa-

ther Anderson, benutzte die Schlußveranstaltung des Seminars dazu, um über die Rolle des Priesters in der Studentengruppe zu sprechen. Dabei legte er das Hauptaugenmerk auf Haltungen, die bisher nicht von jedem mit Studenten arbeitenden Priester in Afrika anerkannt sind. Er versuchte, sechs Grundregeln aufzustellen: „Der Priester sollte an den Studenten interessiert sein. Er sollte sich ihnen soweit wie möglich zur Verfügung stellen und ihnen nicht sein Haus verriegeln. Er sollte die Sakramente so leicht wie möglich zugänglich machen, nicht nur von 6—7 Uhr morgens. Er sollte niemals direkt führen. Er sollte den Verantwortlichen einer Gruppe helfen, ihre Probleme zu formulieren. Er sollte schließlich den Studenten dabei behilflich sein, ihren Glauben in der rechten Weise wachsen zu lassen.“ Der Schlußsatz seiner Ausführungen klang in diesem Kreise immer noch revolutionär: „Alles soll vom Laien, aber nichts sollte ohne den Priester getan werden.“

Über den Erfolg eines derartigen Treffens läßt sich naturgemäß wenig aussagen. Möglicherweise zeigen aber einige praktische Folgen des Seminars, in welcher Richtung die Arbeit weitergehen wird. Am Schluß des Treffens lag ein Beschluß der nigerianischen Bischofskonferenz vor, zunächst einen hauptamtlichen Studentenpfarrer für ganz Nigeria einzusetzen. Ein nigerianischer Jungakademiker übernahm den Posten eines afrikanischen Regionalsekretärs in Léopoldville. Die nächsten von der Pax Romana in Afrika organisierten Treffen werden jeweils mit einem work-camp verbunden werden. Ein in Ibadan konstituierter Verband west- und zentralafrikanischer katholischer Studentenorganisationen setzt sich Zusammenarbeit, Studentenaustausch und die Förderung von work-camps zum Ziel.

Ökumenische Nachrichten

11. Deutscher Evangelischer Kirchentag in Dortmund

Der diesjährige 11. Deutsche Evangelische Kirchentag, der vom 24. bis 28. Juli 1963 in Dortmund tagte, im nördlichen Ruhrgebiet und im Industrievorort des Erzbistums Paderborn, unterschied sich weitgehend von allen früheren, wenn sich auch schon auf dem 10. Kirchentag 1961 in Berlin die Kritik an seiner Überfremdung durch restaurative Kirchenleitungen und der Absprung in moderne Experimente zur Erreichung der Abständigen zeigten (vgl. Herder-Korrespondenz 16. Jhg., S. 20 f.). Zum erstenmal war als Leitwort nicht ein Bibelspruch, sondern eine praktische Maxime gewählt worden, die aus einer Entschließung der Weltkirchenkonferenz von Neu-Delhi stammt: „Mit Konflikten leben“, nachgebildet dem geflügelten Wort von Friedrich von Weizsäcker: „Mit der Bombe leben“.

Neu war das völlige Fehlen der Glaubensbrüder aus der Zone. Neu war auch das Fehlen der meisten Bischöfe, die entweder auf der Faith-and-Order-Konferenz in Montreal oder auf der 4. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Helsinki waren, obwohl Dortmund zeitlich etwa zwischen diesen beiden ökumenischen Veranstaltungen lag. Dieses Fehlen hat sich nicht zum Schaden ausgewirkt, es dürfte aber auch wenig genutzt haben, da sich die Bischöfe von den stürmisch vorgetragenen Forderungen zu einer Kirchenreform, vertreten wie schon in Berlin durch Dr. Rudolf v. Thadden, sozusagen nicht direkt angesprochen fühlen werden, zumal die Zehn Thesen zur Kirchenreform jeder dogmatischen Präzision ent-